

Zeitschrift: Gesundheitsnachrichten / A. Vogel
Herausgeber: A. Vogel
Band: 22 (1965)
Heft: 5

Artikel: Zivilisationsprobleme bei den Inselbewohnern
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-969127>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zivilisationsprobleme bei den Inselbewohnern

Immer noch rollen die Wellen ihren weissen Gischt gegen den Strand und verlieren ihre Wucht im hellen Sand der Küste. Schön ist die Insel, an die sie anprallen. Ein milder Wind säuselt durch die Kokospalmen, die sich, so weit das Auge sehen kann, längs dem Strande ausbreiten. Ihr grüner Anblick im weissen Sand neben der Bläue des Meeres belebt das liebliche Bild, das sich vor uns entfaltet. Unwillkürlich wandern wir dem Innern der Insel zu, wo uns ein wahrer Reichtum tropischer Pflanzen mit beinahe paradiesischer Fülle umgibt. Da gedeihen Bananen, Papayas, Mangos, Avocados, auch der Brotfruchtbaum ist vertreten, und neben vielen anderen nützlichen Pflanzen fehlt natürlich auch die Manioka mit ihrer nahrhaften Wurzel nicht. Dazwischen stehen die Hütten der Eingeborenen.

Nackt oder halbnackt, wie es sich gerade ergab, lebten die dunkelbraunen, schlanken Inselbewohner hier sorglos in den Tag hinein, so lange sie alleine waren, so lange sie sich also ohne fremde Einmischung nach eigenem Gutdünken den Verhältnissen der Natur anpassen konnten.

Aber dieser Zustand änderte sich, als grosse Schiffe am Ufer landeten, denen weisse Menschen entstiegen, die andere Sitten und Gewohnheiten kannten und mit sich brachten. Wie erstaunt mochten die Naturkinder bei deren erstmaligem Anblick gewesen sein! Trotz der völligen Unwissenheit, was ihrer nun warten mochte, waren sie den Ankömmlingen gegenüber nicht feindselig eingestellt. Die Neugierde besiegte aufsteigende Gefühle der Bangigkeit und des Misstrauens und verscheuchte die Angst, die in ihrem Gefolge war.

Neuzeitliche Änderungen

Niemand ahnte damals, welch grosse Änderung das friedliche Leben auf der Insel zu bedrohen begannen. Noch wussten die einfachen Menschen nichts von gesteigerten Ansprüchen, denn die Insel bot ihnen alles, wessen sie bedurften. Sie hatten

daher keine Ahnung von den Schwierigkeiten, die sich ihnen entgegenstellen mochten, wenn durch den Einfluss der Fremden erst einmal andere Bedürfnisse geweckt worden waren! Noch forderte die zufriedene Lebensweise mit ihrer auferbauenden Beschaulichkeit keine grosse Arbeitsleistung von ihnen, denn der Ertrag, den die Insel freiwillig darreichte, deckte mühelos die bescheidenen Ansprüche. So war es einige Jahrhunderte zuvor, als die gesunden Inselbewohner noch unbeeinflusst selbst über ihr Leben bestimmten konnten.

Heute ist alles anders geworden, denn wo einst Stille und Ruhe herrschten, da rattern zurzeit wie bei uns Motorräder und Autos über die Strassen, wiewohl diese dem zunehmenden Verkehr noch nicht gewachsen sind. Das hat zur Folge, dass die Fahrzeuge sehr oft nicht weiterkommen und in reparaturbedürftigen Zustand geraten. Natürlich fehlt es dann meist an geeigneten Mechanikern, was sich in der Regel ungünstig auswirkt. Des Weiteren sind auch die früher unbekannten Kleider- und Wohnungssorgen zum Problem geworden. Radio und Nähmaschine haben Eingang gefunden, um die Arbeit zu erleichtern und die Mussestunden zu beleben. Aber all diese Neuerungen vermochten das Bedürfnis nicht zu beheben, wie in früheren Zeiten gewohnheitsmäßig mit den Händen zu essen, wenn keine fremden Gäste zugegen sind. Einst ernährten sich die Inselbewohner mit Natturreis, das ihren Hunger ausgiebig stillen konnte, aber an seinen Platz trat der weisse Reis, denn was der weisse Mann übermittelte, schien für sie das Beste zu sein! Noch weiter dehnte sich das Vertrauen den fremden Einflüssen gegenüber aus, denn auch die übrige Naturnahrung verschwindet immer mehr, weil man aus praktischen Gründen Büchsennahrung und andere entwertete Erzeugnisse bevorzugt. Während früher die Infektionskrankheiten eine Plage darstellten, sind es heute Avitaminosen und Unterernäh-

rung, die zu grossen Sorgen Veranlassung geben.

Auch in politischer Hinsicht weht ein anderer Wind. Ein ungesunder Nationalismus macht sich breit und stellt fest, dass die Zeit des weissen Mannes abgelaufen sei, weshalb er von der Bildfläche verschwinden müsse, und zwar je eher, je lieber. Man will ihn aber nicht etwa weghaben, um wieder zu der einfachen, natürlichen Lebensweise der Vorfahren zurückkehren zu können, was begreiflich wäre und sich in mancher Hinsicht günstig auswirken könnte. Statt dessen möchte man ohne die Vorherrschaft des weissen Mannes getreulich in dessen Fussstapfen weiterfahren, wenn schon Schullung, Erfahrung, Arbeitsintensivität und die entsprechende Mentalität dazu fehlen.

Folgen verschiedener Unzulänglichkeiten

Bereits liegen Tatsachen vor, die diese Annahme beweisen. Im Hafen, den die Weissen gebaut haben, fehlt es seit ihrem Wegzug an der richtigen Organisation. Deckt der Wind das Dach einer Lagerhalle ab, dann gehen eher für Millionen Ware zugrunde, als dass man sich durch eine sofortige Reparatur vor Schaden bewahren würde. Die Versicherungsprämien gehen in die Höhe. Während ungeschickte Massnahmen und Zollschikanen soweit führen, dass viele Reedereien mit ihren Schiffen nicht mehr wie in früheren Zeiten im Hafen anlegen. Die Löschung der Frachtschiffe geht zu lange, weshalb die Hafengebühren stark ansteigen, was die Waren unnütz verteuert. Die Diebstähle nehmen oft derart zu, dass gewisse Versicherungen gar nicht mehr oder nur noch gegen sehr hohe Prämien versichern wollen. Ich selbst konnte beim Besuch solcher Häfen feststellen, dass Berge von Waren ohne jeglichen Schutz der Hitze und dem Tropenregen, also dem Verderb preisgegeben waren. Niemand schien Lust und Zeit zu haben, wieder ein neues Dach zu errichten. Es war eben einfach Pech, dass der Wind das alte weggenommen hatte.

Wohl fährt die Eisenbahn noch, aber der

Fahrplan ist etwas elastischer geworden. Was jedoch nichts ausmacht, denn noch immer besitzt der Inselbewohner Zeit zum Warten. Die Geduld, die ihm dazu verhilft, ist eine der alten Tugenden, die ihm noch immer zu eigen ist. Auch die Spitäler sind noch nicht verschwunden, denn unter den Eingeborenen gibt es genügend gut geschulte Ärzte. Aber trotzdem hat die Hygiene nachgelassen und die Kontrolle der Infektionskrankheiten ist sehr locker geworden, so dass Städte, die zuvor seuchenfrei waren, wieder gefährlich werden.

Sprechende Beispiele

Ich besuchte ein Spitallabor, finde jedoch in der deutschen Sprache keinen Ausdruck, der meine Beobachtungen schildern könnte. Zwar zweifelte ich nicht an der geschickten Hand des Chirurgen, aber ich selbst hätte wohl keinen Mut aufgebracht, mir in dem zur Verfügung stehenden Operationssaal im Notfall den Blinddarm herausnehmen zu lassen. In der Regel gelingen die Operationen allerdings, aber viele Menschen sterben in den Tropen in solchen Spitälern später an Infektionen. Ein Eingeborener, der Studium und Ausbildung zum Chirurgen sogar in Zürich genoss und somit in der Schweiz alle Regeln der Hygiene erkennen und befolgen lernte, warf in seiner Heimat die blutige Watte und das verunreinigte Verbandzeug einfach auf den Boden. Nach der Ursache seiner unachtsamen Handlungsweise gefragt, erklärte er, dass er eben jetzt zu Hause und nicht mehr in Zürich sei.

Noch viele Ereignisse und Beobachtungen liessen sich erzählen. So ist mir aus einem anderen Lande von Pionieren schweizerischer und italienischer Herkunft bekannt, dass sie eine Wüste in ein Paradies umgewandelt haben, weil sie Brunnen bohrten, Sulzer-Pumpen anwendeten und mit ihrer Hilfe das Grundwasser an die Oberfläche beförderten. Als Folge gediene Orangen- und Zitronenhaine und im Frühling blühten Tausende von Mandelbäumen, während sich im Halbschatten

die Dattelpalmen ausbreiteten. Die einst kahle Gegend war zum fruchtbaren Tal geworden, bis politischer Fanatismus die weissen Siedler verjagte und mit ihnen verschwand auch die notwendige Arbeitsleistung, denn niemand bediente die Pumpen mehr richtig, das lebenswichtige Wasser fehlte, das Tal wurde wieder still wie früher und nur Zehntausende von dürren Bäumen legen noch Kunde davon ab, dass hier einmal der Fleiss und die Ingenieurkunst weisser Siedler wünschenswerte Nahrung aus der Wüste hervorgezaubert hatten.

Auch allerlei lustige Anekdoten lassen sich erzählen. So berichtete mir ein Kollege eine drollige Begebenheit über seinen farbigen Chauffeur, der das Auto mit kindlicher Freude steuerte. Es kam aber vor, dass er Kühler und Benzintank verwechselte und deshalb das Benzin in den Kühler, das Wasser aber in den Benzintank füllen konnte. — Ein anderer meiner Bekannten erzählte mir einmal, sein Koch sei imstande, den Teig für Bratlinge auf dem Bauch auszurollen, weil er finde, die Haut auf dem Bauch sei viel sauberer als die Haut seiner Hand, die doch mit allem in Berührung komme.

Verschiedenartige Auffassungsweise

So schlussfolgern eben die Farbigen sehr oft ganz anders als wir, weil ihre Mentalität, die gegebenen Voraussetzungen und die grundlegende Einstellung zu verschiedenen Lebensfragen eben mit unserer Art und unseren Ansichten nicht übereinstimmen. Wir sollten daher den Farbigen nicht nach unseren Ansprüchen beurteilen, denn was uns durch Tradition im Blute liegt, kann ihm völlig fremd sein. Ebenso wenig sollten wir seine Intelligenz und Fähigkeiten herabwürdigen, weil wir sie, ohne zu prüfen, unrichtig bewerten. Im Gegensatz zu solcher Beurteilung lernte ich manche Farbige kennen, die für handwerkliche und künstlerische Arbeiten viel mehr Fähigkeiten entwickelten, als dies bei uns durchschnittlich der Fall ist. Gleichwohl darf man nicht den Fehler begehen und von jenen Völkern das

verlangen, was wir uns durch viele Jahrhunderte angeeignet haben. Da es schon schwer ist, an den Süditaliener den gleichen Massstab anzulegen wie an den Nordeuropäer, ist es für Farbige, die Jahrhunderte hindurch nur untergeordnete Arbeiten verrichteten, noch viel schwerer, plötzlich die Leitung von Farmen, von Industrien und Staaten zu übernehmen! Wie können Staatsoberhäupter, deren Eltern noch im Urwald gewohnt haben, Gelder, die das Ausland spendete, ohne weiteres im richtigen Sinne verwenden, wenn es bei uns nicht einmal eine Marie Antoinette, deren Mutter doch eine einsichtsvolle Herrscherin war, verstand, Staats- und Privatvermögen auseinander zu halten! Wollen wir da noch darüber staunen, wenn sich ein farbiger Fürst vom Geld, das seinem Lande hätte zugute kommen sollen, eine goldene Bädewanne beschaffte! Ich selbst hatte einmal Gelegenheit, im Cadillac einer Farbigen zu fahren. Mit stolzer Gelassenheit und grosser Genugtuung lenkten dabei die dunklen, mit Gold und Brillanten geschmückten Hände der Besitzerin das mit Perlmutter beschlagene Steuerrad.

Folgeerscheinungen der Halbzivilisation

Eine Halbzivilisation ist wie eine übertrünte Wand, die etwas vortäuscht, das doch nicht da ist. Mischlinge fühlen sich oft unglücklich und entwurzelt, denn weder die dunkle noch die weisse Rasse will sie in ihren Reihen als vollwertig anerkennen. Entweder hätte man die farbigen Völker sich selbst überlassen oder aber sie gründlich schulen sollen, damit sie die Jahrhunderte hindurch im Denken und Handeln nicht zurückgeblieben wären. Für manche ist es jetzt schwierig, vom Kamel ins Düsenflugzeug zu steigen und statt im Zelt oder der Bambushütte zu hausen, sich in eine moderne Wohnung mit Badezimmer nebst Toilette mit Wasserspülung versetzt zu sehen. Mancherlei Überraschungen können dadurch in Erscheinung treten, und man muss sich nicht wundern, wenn die Toilettenschüssel irrtümlicherweise zum Waschen der

Kartoffeln benutzt wird, dafür aber der Garten gewohnheitsmäßig noch immer als Zufluchtsstätte menschlicher Notdurft dient.

Die Kleidung ist ebenfalls ein Problem für den, der zuvor möglichst unbekleidet lebte. Wenn bei ohnedies starker Ausdünstung die Erfordernisse von Hygiene und Reinlichkeit fehlen, dann können Kleider in der Tropenhitze zu Krankheiten führen. Auch in religiöser Hinsicht hat man den Farbigen nicht das übermittelt, was den ursprünglichen Lehren des Christentums entspricht. So blieben sie im beengenden Dämonismus stecken, statt davon befreit zu werden. Ja, man hat sogar durch zwei Weltkriege bewiesen, dass man weit von dem entfernt ist, was man zu vertreten vorgibt, denn das Gebot der Liebe steht im krassen Gegensatz zur Gewalttat. Eine Fidschiinsulanerin sagte einmal zu uns, das einzig Gute, das ihnen der Weisse gebracht habe, sei die Befreiung vom Kannibalismus, obwohl gerade die Kannibalen das sinnlose Töten der Weissen im Kriege nicht begreifen können, denn ihnen leuchtet es als selbstverständlich ein, aus der Tötung des Feindes durch dessen Verspeisen unmittelbaren materiellen Nutzen zu

ziehen. Doch sie haben sich heute eines Besseren belehren lassen, während die Weissen fortfahren, die schlimmsten Vernichtungswaffen zu ersinnen. Was nützt unserer heutigen Generation vermehrter Besitz, wenn er doch nicht zu beglückender Zufriedenheit führen kann und auch keine gesicherte Beständigkeit verbürgt. Auch die Vorteile, die die Zivilisation mit sich brachte, haben meist bedenkliche Nachteile im Gefolge. Jedenfalls ist es dem Inselbewohner der Süddsee in seiner Bambushütte wohler als in einem modernen Wohnblock der Grossstadt. Er mag auch für ein friedliches Gedankengut empfänglicher sein und die Lösung der schwierigen Menschheitsprobleme von heute nicht ohne weiteres menschlicher Macht zuschreiben, denn was durch menschliche Macht verdorben und zerstört wurde und noch wird, kann nur schöpferische Wirksamkeit wieder erneuern. Mag sein, dass schlichte Inselbewohner mit grösserem Verständnis die Bitte aussern: «Dein Reich komme, dein Wille geschehe auf Erden, wie im Himmel» als wir, die wir eigentlich die Probleme von diesem Gesichtspunkt aus lösen sollten.

Sind Röntgenstrahlen schädlich?

Es sind nun knapp 70 Jahre her, seit Wilhelm von Röntgen, die nach ihm benannte Strahlenart entdeckt hat. Diese Strahlen entstehen beim Abbremsen sehr schnell bewegter, kleinster elektrischer Teilchen, den sogenannten Elektronen. Es kann keineswegs bestritten werden, dass die Röntgenstrahlen in den sieben Jahrzehnten, während deren sie im Dienste der ärztlichen Diagnostik stehen konnten, sehr grosse Dienste geleistet haben. Anderseits aber ist es leider auch eine erwiesene Tatsache, dass man die damit zusammenhängenden gesundheitlichen Schädigungen lange nicht richtig erkannte, weshalb sie vielen Röntgenärzten und Röntgenschwestern das Leben abkürzen und in Form des bekannten Röntgenkrebses viel Leid verschaffen konnten.

Röntgenstrahlen sind nun einmal, so wie die Radiumstrahlen, sehr gefährlich. Man sollte sie deshalb nur in Anwendung bringen, wenn der Nutzen grösser zu sein verspricht als der Schaden. Je nach der Stärke sind Röntgenstrahlen für uns regelrechte Todesstrahlen. Besonders wachsende und unreife Zellen reagieren sehr stark auf Röntgenstrahlen. Vor allem sind die Keimzellen allgemein besonders strahlenempfindlich. Es kommt daher oft vor, dass nicht nur das Röntgenpersonal, sondern auch die Metallschweisser steril, also impotent werden, da sie oft aus Unkenntnis gegen den Strahlenschaden keine wirksamen Schutzmassnahmen, wie Bleischürzen und dergleichen, anwenden.